

Die Historie von der schönen Lau [Fortsetzung]

Autor(en): **Mörike, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 25

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

einer Reihe junger Bappeln und ist mit Urnennischen und Deckplatten ausgestattet. Ein Sockel in der Mitte, auf welchem ein mächtiger Kranz liegt, erhöht das stimmungsvolle Gesamtbild.

Die einzelnen Grabmäler zu beurteilen, dürfte hier wohl kaum am Platze sein und sollte sich jedermann seine individuelle Ansicht darüber selbst bilden. Unsere Illustrationen geben jedenfalls ein besseres Bild vom Ganzen, als dies mit der gründlichsten Beschreibung geboten werden könnte.

F. L.

Die Historie von der schönen Lau.

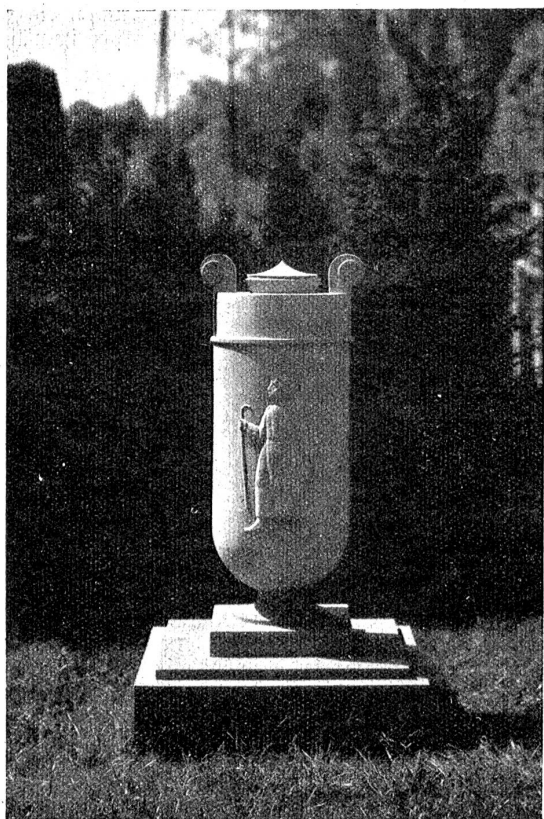
Von Eduard Mörike. (Fortsetzung.)

Frau Betha wußte ferner viel lehrreicher Fabeln und Denkreime, auch spitzweise Fragen und Rätsel; die gab sie nacheinander im Vorfuß auf zu raten, weil sonderlich die Wasserfrau von Hause aus dergleichen liebte und immer gar zufrieden schien, wenn sie es ein und das andre Mal traf (das doch nicht allzu leicht geriet). Eines derselben gefiel ihr vor allen, und was damit gemeint ist, nannte sie ohne Besinnen:

Ich bin eine dürre Königin,
Trag' auf dem Haupt eine zierliche Kron',
Und die mir dienen mit treuem Sinn,
Die haben großen Lohn.

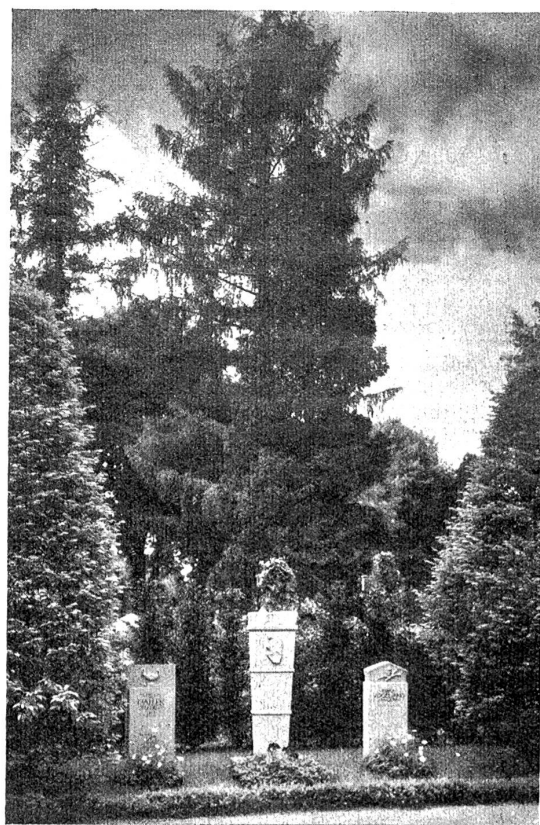
Meine Frauen müssen mich schön frisier'n,
Erzählen mir Märlein ohne Zahl,
Sie lassen kein einzig Haar an mir,
Doch siehst du mich nimmer kahl.

Spazieren fahr' ich frank und frei,
Das geht so rasch, das geht so fein;
Nur komm ich nicht vom Platz dabei —
Sagt, Leute! was mag das sein?



Sriedhofausstellung Bern, Juni–September 1925 (Bremgartenfriedhof).
Freistehendes Urnengrab.

Darüber sagte sie, etwas fröhlicher denn zuvor:
„Wenn ich dereinstens wiederum in meiner Heimat bin und



Sriedhofausstellung Bern, Juni–September 1925 (Bremgartenfriedhof).
Einzelgräber.

kommt einmal ein schwäbisch Landeskind, zumal aus Eurer Stadt, auf einer Kriegsfahrt oder sonst durch der Walachen Land an unsere Gestade, so ruf er mich bei Namen, dort wo der Strom am breitesten hineingeht in das Meer — versteht! zehn Meilen einwärts in dieselbe See erstreckt sich meines Mannes Reich, so weit das süße Wasser sie mit seiner Farbe färbt —, dann will ich kommen und dem Fremdling zu Rat und Hilfe sein. Damit er aber sicher sei, ob ich es bin und keine andere, die ihm Schaden möchte, so stelle er dies Rätsel. Niemand aus unserem Geschlechte, außer mir, wird ihm darauf antworten, denn dortzuland sind solche Roden und Rädlein, als Ihr in Schwaben führet, nicht gesehen, noch kennen sie dort Eure Sprache: darum mag dies die Lösung sein.“

Auf einen andern Abend ward erzählt vom Doktor Beykand und Herrn Konrad von Württemberg, dem alten Gaugrafen, in dessen Tagen es noch keine Stadt mit Namen Stuttgart gab. Im Wiesental, da wo dieselbe sich nachmals erhob, stand nur ein stattliches Schloß mit Wassergraben und Zugbrücke, von Bruno, dem Domherrn von Speyer, Konradens Oheim, erbaut, und nicht gar weit davon ein hohes, steinernes Haus. In diesem wohnte dazumal mit einem alten Diener ganz allein ein sonderlicher Mann, der war in natürlicher Kunst und in Arzneikunst sehr gelehrt und war mit seinem Herrn, dem Grafen, weit in der Welt herumgereist in heißen Ländern, von wo er manche Seltsamkeit an Tieren, vielerlei Gewächsen und Meereswundern heraus nach Schwaben brachte. In seinem Deyrn sah man der fremden Sachen eine Menge an den Wänden herum hängen: die Haut vom Krokodil, sowie Schlangen und fliegende Fische. Fast alle Wochen kam der Graf einmal zu ihm; mit andern Leuten pflegte er wenig Gemeinschaft. Man wollte behaupten, er mache Gold; gewiß ist,

daß er sich unsichtbar machen konnte, denn er verwahrte unter seinem Kram einen Kradenfischzahn. Einst nämlich, als er auf dem Roten Meer das Bleilot niederließ, die Tiefe zu erforschen, da zockt' es unterm Wasser, daß das Tau fast riß. Es hatte sich ein Kradenfisch im Lot verbissen und zweien seiner Zähne darinnen gelassen. Sie sind wie eine Schustersahle, spitz und glänzend schwarz. Der eine ist sehr fest, der andere ließ sich leicht ziehen. Da nun ein solcher Zahn, etwa in Silber oder Gold gefaßt und bei sich getragen, besagte hohe Kraft besitzt und zu den größten Gütern, so man für Geld nicht haben kann, gehört, der Doktor aber dafür hielt, es züme eine solche Gabe niemand besser als einem weisen und wohlbedenkenden Gebieter, damit er überall, in seinen eigenen und Feindes Landen, sein Ohr und Auge habe, so gab er einen dieser Zähne seinem Grafen, wie er ja ohnehin wohl schuldig war, mit Anzeigung von dessen Heimlichkeit, davon der Herr nichts wußte. Von diesem Tage an erzeugte sich der Graf dem Doktor gnädiger als allen seinen Edelleuten oder Räten, und hielt ihn recht als seinen lieben Freund, ließ ihm auch gern und sonder Neid das Lot zu eigen, darin der andere Zahn war, doch unter dem Gelöbniß, sich dessen ohne Not nicht zu bedienen, auch ihn vor seinem Ableben entweder ihm, dem Grafen, erblich zu verlassen oder auf alle Weise der Welt zu entrücken, wo nicht ihn gänzlich zu vertilgen. Der edle Graf starb aber um zwei Jahre eher als der Benlland und hinterließ das Kleinod seinen Söhnen nicht; man glaubt, aus Gottesfurcht und weiser Vorsicht hab' er es mit in das Grab genommen oder sonst verborgen.

Wie nun der Doktor auch am Sterben lag, so rief er seinen treuen Diener Kurt zu ihm ans Bett und sagte: „Lieber Kurt! es gehet diese Nacht mit mir zu Ende, so will ich dir noch deine guten Dienste danken und etliche Dinge befehlen. Dort bei den Büchern in dem Fach zu unterst in der Ecke ist ein Beutel mit hundert Imperialen*), den nimm sogleich zu dir! Du wirst auf Lebenszeit genug daran haben. Zum zweiten, das alte geschriebene Buch in dem Kästlein daseibst verbrenne jetzt vor meinen Augen hier in dem Kamin! Zum dritten findest du ein Bleilot dort, das nimm, verbirg's bei deinen Sachen, und wenn du aus dem Hause gehst in deine Heimat gen Blaubeyren, laß es dein erstes sein, daß du es in den Blautopf wirfst!“ — Hiermit war er darauf bedacht, daß es ohne Gottes besondere Fügung in ewigen Zeiten nicht in irgend eines Menschen Hände komme. Denn damals hatte sich die Lau noch nie im Blautopf blicken lassen und hielt man selben überdies für unergründlich.

Nachdem der gute Diener jenes alles teils auf der Stelle ausgerichtet, teils versprochen, nahm er mit Tränen Abschied von dem Doktor, welcher vor Tage noch das Zeilliche gesegnete.

Als nachher die Gerichtspersonen kamen und allen kleinen Quark auslachten und versiegelten, da hatte Kurt das Bleilot zwar beiseit' gebracht, den Beutel aber nicht versteckt (denn er war keiner von den Schlauesten) und mußte ihn da lassen, bekam auch nach der Hand nicht einen Deut davon zu sehen, kaum daß die schnöden Erben ihm den Jahreslohn auszahlten.

Solch Unglück ahnete ihm schon, als er, auch ohne dem betrübt genug, mit seinem Bündlein in seiner Vaterstadt einzog. Jetzt dachte er an nichts, als seines Herrn Befehl vor allen Dingen zu vollziehen. Weil er seit drei- undzwanzig Jahren nimmer hier gewesen, so kannte er die Leute nicht, die ihm begegneten, und da er gleichwohl einem und dem andern guten Abend sagte, gab's ihm niemand zurück. Die Leute schauten sich, wenn er vorüberkam, verwundert an den Häusern um, wer doch da gegrüßt haben möchte; denn keines erblickte den Mann.

*) Goldstücken.

Dies kam, weil ihm das Lot in seinem Bündel auf der linken Seite hing; ein andermal, wenn er es rechts trug, war er von allen gesehen. Er aber sprach für sich: „Zu meiner Zeit sind die Blaubeyren so groß ett gwä!“

Beim Blautopf fand er seinen Vetter, den Seilermeister, mit dem Jungen am Geschäft, indem er längs der Klostermauer, rückwärtsgehend, Werg aus seiner Schürze spann, und weiterhin der Knabe trillte die Schnur mit dem Rad. — „Gott grüß di, Vetter Seiler!“ rief der Kurt und klopf' ihm die Achsel. Der Meister guckt sich um, verblaßt, läßt seine Arbeit aus den Händen fallen und läuft, was seine Beine vermögen. Da lachte der andere, sprechend: „Der denkt, mei' Seel, i wandeke geistweis! D'Leut hant g'wiß mi für tot hia g'sait, anstatt mein' Herrra — ei so schlag!“

Jetzt ging er zu dem Teich, knüpfte sein Bündel auf und zog das Lot heraus. Da fiel ihm ein, er möchte doch auch wissen, ob es wahr sei, daß der Gumpen keinen Grund noch Boden habe (er wär' gern auch ein wenig so ein Spirigudes wie sein Herr gewesen), und weil er vorhin in des Seilers Korb drei große, starke Schnurbund liegen sahn, so holte er dieselben her und band das Lot an einen. Es lagen just auch frischgebohrte Teichel, eine schwere Menge in dem Wasser bis gegen die Mitte des Topfs, darauf er sicher Posto fassen konnte, und also ließ er das Gewicht hinunter, indem er immer ein Stück Schnur an seinem ausgestreckten Arm abmaß, drei solcher Längen auf ein Klasten rechnete und laut abzählte: „1 Klasten, 2 Klasten, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10“ — da ging der erste Schnurbund aus und mußte er den zweiten an das Ende knüpfen, maß wiederum ab und zählte bis auf 20. Da war der andere Schnurbund gar. — „Heidagugut, ist dees a Tafel!“ — und band den dritten an das Trumm, fuhr fort zu zählen: „21, 22, 23, 24 — Höllelement, mei' Arm will nimme! — 25, 26, 27, 28, 29, 30 — Jetzt guat Nacht, 's Meß hot a End! Do heiß's halt, mir nex, dir nex, rappede tappede, so isch usganga!“ — Er schlang die Schnur, bevor er aufzog, um das Holz, darauf er stand, ein wenig zu verschlaufen, und urteilte bei sich: Der Topf ist wahrle*) bodalaus**).

Indem der Spinnerinnen eine diesen Schwanz erzählte, tat die Wirtin einen schlauen Blick zur Lau hinüber, welche lächelte; denn freilich wußte sie am besten, wie es gegangen war mit dieser Messerei; doch sagten beide nichts. Dem Leser aber soll es unverhalten sein.

Die schöne Lau lag jenen Nachmittag auf dem Sand in der Tiefe, und, ihr zu Füßen eine Kammerjungfer, Meila, welche ihr die liebste war, beschnitt ihr in guter Ruh die Zehen mit einer goldenen Schere, wie von Zeit zu Zeit geschah.

Da kam hernieder langsam aus der klaren Höh' ein schwarzes Ding, als wie ein Regal, des sich im Anfang beide sehr verwunderten, bis sie erkannten, was es sei. Wie nun das Lot mit neunzig Schuh den Boden berührte, da ergriff die scherzlustige Zofe die Schnur und zog gemach mit beiden Händen, zog und zog so lang, bis sie nicht mehr nachgab. Alsdann nahm sie geschwind die Schere und schnitt das Lot hinweg, erlangte einen diden Zwiebel (der war erst gestern in den Topf gefallen und war fast eines Kinderkopfes groß) und band ihn bei dem grünen Schossen an die Schnur, damit der Mann erstaune, ein ander Lot zu finden, als das er ausgeworfen. Derweile aber hatte die schöne Lau den Kradenzahn im Blei mit Freuden und Bewunderung entdeckt. Sie wußte seine Kraft gar wohl, und ob zwar für sich selbst die Wasserweiber oder -männer nicht viel danach fragen, so gönnen sie den Menschen doch so großen Vorteil nicht, zumalen sie das Meer und was sich darin findet von Anbeginn als ihren Pacht und Lehn ansprechen. Deswegen denn die schöne Lau mit dieser unge-

*) wirklich. **) bodenlos.

föhren Beute sich bereinst, wenn sie zu Hause käme, beim alten Rix, ihrem Gemahl, Lob's zu erholen hoffte. Doch wollte sie den Mann, der oben stund, nicht lassen ohn' Entgelt, nahm also alles, was sie eben auf dem Leibe hatte, nämlich die schöne Perlenkchnur an ihrem Hals, schlang selbe um den großen Zwiebel, gerade als er sich nunmehr erhob; und datan war es nicht genug: sie hing zuteuerst auch die goldene Schere noch daran und sah mit hellem Aug', wie das Gewicht hinaufgezogen ward. Die Zofe aber, neubegierig, wie sich das Menschekind dabei gebärde, stieg hinter dem Lot in die Höhe und weidete sich zwö Spannen unterhalb dem Spiegel an des Alten Schred und Verwirrung. Zulezt fuhr sie mit ihren beiden aufgehobenen Händen ein maler viere in der Luft herum, die weißen Finger als zu einem Fächer oder Wadel ausgespreizt. Es waren aber schon zuvor auf des Bettlers Seilers Geschrei viel Leute aus der Stadt herausgekommen, die standen um den Blautopf her und sahn dem Abenteuer zu, bis wo die graulichen Hände erschienen; da stob mit eins die Menge voneinander und entrann.

Der alte Diener aber war von Stund an irrsich (irr) im Kopf ganzer sieben Tage, und sah der Bau ihre Geschenke gar nicht an, sondern saß da bei seinem Vetter hinterm Ofen und sprach des Tags wohl hundertmal ein altes Sprüchlein vor sich hin, von welchem kein Gelehrter in ganz Schwabenland Bescheid zu geben weiß, woher und wie oder wann erstmals es unter die Leute gekommen. Denn von ihm selber hatte es der Alte nicht; man gab es lang' vor seiner Zeit, gleichwie noch heutiges Tags, den Kindern scherzweis auf, wer es ganz hurtig nacheinander ohne Tadel am öftesten herlügen könne; und lauten die Worte:

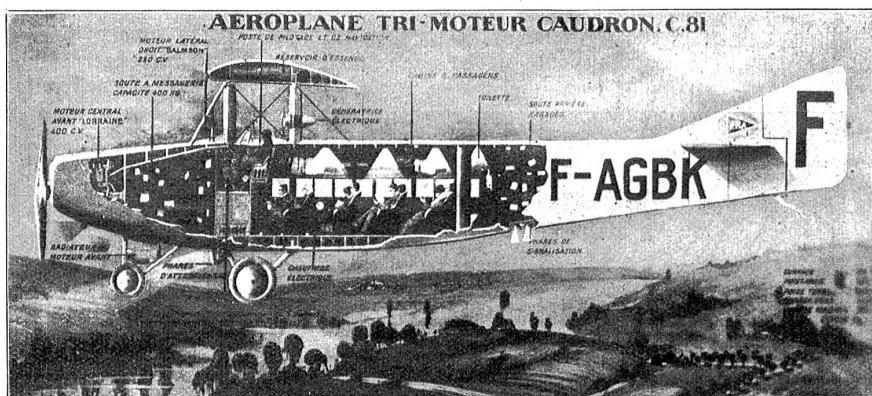
's leit a Klöckle Blei glei bei Blaubaura,
glei bei Blaubaura leit a Klöckle Blei.

Die Wirtin nannt' es einen rechten Leirenbel und sagte: „Wer hätte auch den mindesten Verstand da drin gesucht, geschweige eine Prophezeiung!“ (Schluß folgt.)

Vom Flugplatz Basel.

Während Bern immer noch abseits der großen internationalen Fluglinie liegt, weil die Behörden der Stadt in dieser Angelegenheit recht gemäß der bekannten Berner Devise handeln, hat der Flugplatz Basel-Birsfelden lebhaften Verkehr. Seit dem 15. März berührt nämlich die Luftlinie Paris-Konstantinopel und Paris-Warschau via Straßburg auch Basel, von wo sie über Zürich-Innsbruck führt. Bedient wird diese Strecke von der Compagnie Internationale de Navigation Aérienne (C. I. D. N. A.), der ehemaligen Cie. Franco-Roumaine, die die Strecke schon seit drei Jahren befährt. Der Dienst findet täglich, außer Sonntag statt. Das von Paris her kommende Flugzeug landet in Basel 10 Uhr 30 und geht 11 Uhr 45 nach Zürich weiter. Das von Zürich her landet 15 Uhr und fliegt 15 Uhr 15 nach Paris ab. Als Flugzeuge werden je nach Bedarf einmotorige „Spad“-Doppeldecker mit Raum für 3—4 Passagiere oder dreimotorige „Caudron“-Doppeldecker mit Raum für 10 Passagiere oder dreimotorige „Farman-Sabir“-Eindecker für 6 Passagiere und 3—400 Kilo Waren und Post verwendet. Sie werden von erfahrenen alten Kriegspiloten geführt und sind mit den neuesten Navigationsinstrumenten ausgerüstet, so auch mit Radioapparaten, die dem Flieger während dem Fluge gestatten, sich bei den Funkstationen Basel, Zürich, Dijon usw. über das Wetter und im Nebel über seine Lage zu erkundigen.

Am 1. Mai leiblich eröffneten ferner die Imperial



Querschnitt eines dreimotorigen „Caudron“-Doppeldeckers mit Raum für 10 Passagiere.

Nirwans Ltd. ihren täglichen Dienst London=Paris=Basel=Zürich und die S. A. Belge d'Exploitation de la Navigation Aérienne (S. A. B. E. N. A.) Basel=Brüssel=Rotterdam=Amsterdam, ebenfalls für Passagiere, Post und Waren. Und endlich wird Basel seit dem 1. Juni durch eine neue schweizerische Luftverkehrsunternehmung, die Lyon=Genève=Basel S. A., befliegen. Somit ist die Stadt Basel von einem Jahr zum andern einer der wichtigsten Knotenpunkte im internationalen Luftverkehr geworden, dank ihrer günstigen Lage und ihres ausgezeichneten Flughafens nebst Radiostation.

Das Lawinendorf.

Von Hermann Nellen.

Es war, daß ich wieder einmal in meiner Sehnsucht Sonnenland auf Pfaden der Schönheit ging und ein Singen in mir war von köstlichem Entdeckerleben. Von Dorf zu Dorf ging die Fahrt an den Ufern des Verbano, wie die alten Römer den Langensee nannten, und jeder Tag brachte neue Wonnen. Wohlighärmten wir uns am schmelzenden Kaminfeuer, tranken süßen Landwein bei guten Leuten und streckten wohl gar selber noch den Löffel in den brodelnden Minestrahafen zusammen mit den andern. Dann gab es milde, strahlende Mondnächte am See, der wie das selbige Vergessen ist. Billig gaben wir uns dem schweizerischen Süden gefangen, lebten sorgenledig und wähten, den Himmel auf Erden zu haben. Aber schreckhaftes Erinnern an das Elend der Erde war dann die Fahrt nach der kalten Bergeinsamkeit der deutschen Wälder in Gurin, italienisch Bosco genannt.

Wir fuhren an einem heißen Sonntage des Jahres 1914 mit der elektrischen Bahn, die von Locarno ins tessinische Hinterland führt, genauer ins verzweigte Tal der Maggia, das die alten Eidgenossen zu ihrer Zeit lieblich das Maiental nannten. Von Cevio, dem Hauptplatz des felsam südlichen Gebirgslandes, dem früheren Sitz der Bögge, führt eine schmale Straße ins Seitental der Rovana, tief hinein nach Cerentino, da noch einmal ein enges Tälchen sich seitlich abzweig, dahinten endlich die deutschen Leute von Gurin oder „al bosco“, zum Wald genannt, leben.

Noch steht zu Cevio das schmucklose Schloß der Bögte; die Wappen der eidgenössischen Orte daran sind verblieben, aber noch liest man Namen und Regierungszeit der Bögte auf dem Wörtel.

Hoch über der tief im Gefels rauschenden Robana führt die Straße hinein ins Schluchttal, strebt vor Cerentino steil zur Höhe und endet mitten im Dorf. Noch dringt die felsrühende Sonne in diese Gebirgsspalte hinein, Reb- und Kastanien wachsen neben grauem Gestein. Aber hinter dem Dorfe, da nur noch ein schmaler, kaum erkennbarer Fußweg über Alpwiesen führt, einem sprudelnden munteren Bache entlang, tritt der erholte Wanderer in den kühlen Schatten eines Tannenwaldes. Er wittert die Nähe der deutschen